

EIN BIER IM BANJA

Zwei Dutzend sind es, und Gürrün steht mitten unter ihnen, steht schnaubend mitten im Schafstall. Der, der sie mithilfe der Hunde hier hereingetrieben hat, der, der nun mit diesem festen Blick umhergeht, er trägt ein Seil in seinen Händen, ein Seil mit Schlinge. Der Stall ist eng, aber hoch, die vierte Wand ist lediglich eine hüfthohe, metallene Brüstung, die den Blick weit hinaus lässt auf die von hellblonden Halmen bestandene Ebene.

Arrin hat er bereits erwischt, hat sie nach kurzem Zweikampf bezwungen. Harna brachte es fertig, ihn zu Boden zu werfen, und doch entkam sie nicht.

Asamat trägt eine feine Narbe, quer läuft sie über seine linke Wange. Er ist ein neunundzwanzigjähriger, an Erfahrungen reicher Mann, der nie viele Worte benötigt. Die junge Gürrün einzufangen ist schwierig; von den restlichen dreiundzwanzig Pferden versperren ihm immer wieder Schultern, Schweife und Widerriste den Weg.

Endlich gelingt es ihm, das Seil zu werfen: Gürrün erschrickt, die Schlaufe legt sich um den Hals, das junge Tier drängt zur Flucht. Asamat wuchtet sich dagegen, hart schneidet der Strick in die Pferdehaut. Gürrün röchelt, in ihr kocht die Hitze der Angst. Je kräftiger sie sich wehrt, desto höher der pfeifende Ton, der aus ihrer Lunge dringt.

Asamat scheucht andere Pferde zur Seite, will den Strick an einer Stange verknoten, um dem Tier einen Halfter überzuziehen. Gürrüns Blick lodert.

Im Augenblick, da Asamat das Seil, um nachgreifen zu können, für einen kurzen Moment lockert, legt Gürrün all ihre Kraft in die Hinterbeine, schießt in die Höhe, berührt

mit den Nüstern beinahe das Wellblech des Daches – bis der Strick sie zurückzerrt.

Kurz hält das Tier auf den Hinterbeinen die heikle Balance. Asamat begreift: zu weit steht er hinter dem Pferd, er kann die Kraft, mit der er am Seil gezerrt hat, nicht zurücknehmen. Gürrün beginnt einen aussichtslos langsamen Rückwärtssalto, schwebt Bauch über Rücken in der Luft – schliesslich donnert der Kopf der jungen Stute aus einer Höhe von dreieinhalb Metern hinunter auf die Brüstung.

Deutlich später erst schlägt der Rest des Körpers massig zu Boden. Asamat, offenen Mundes, den losen Strick in Händen, blickt sprachlos auf das vor ihm liegende Tier.

Er hatte die ungestüme Jungstute einfangen wollen, um sie über Nacht im Stall festzubinden, um sie zu schützen vor jenem todbringenden Tier, vor dem sich jüngere Pferde nicht in Sicherheit zu bringen verstehen.

Erschöpft kommt Assjel nach Hause, holt mit zwei Eimern, kaum hat sie ihre Kleidung gewechselt, Wasser am nahe gelegenen Bach, der an zahlreichen Stellen bereits zugefroren ist. Sie setzt sich vor den Ofen, schabt die Asche heraus und füllt ihn mit tellergrossen Stücken getrockneten Schafkots. Die letzten drei Stücke trinkt sie mit Diesel, zündet ein Streichholz und lauscht zufrieden dem Knistern, das der Dung im Feuerraum von sich gibt.

Niedergehockt auf dem Teppich reibt Assjel mit der frischen Asche das schmutzige Besteck ein, hinter ihrer Stirn bilden sich Sätze, mit denen sie Asamat fragen werden wird, ob er ihr erlauben werde, sein Telefon zu benutzen. Assjel erwartet Neuigkeiten von ihrer jüngsten Schwester. Neunzehn Jahre ist sie alt und wird bald heiraten. Assjel ist klug genug zu entscheiden, Asamat erst später am Abend zu

fragen, sie weiß, ihr Mann neigt am Ende eines geglückten Tages eher dazu, ihr Dinge dieser Art zu erlauben.

Ob der Tag glücken wird, hängt auch vom Wolf ab. Assjel hatte heute, gleich vor dem Krankenhaus, am Ende ihrer Schicht, kurz mit Anarbek gesprochen, und der hatte von frischen Spuren erzählt.

Anarbek gilt als schwatzhaft und ungepflegt, man raunt, er werde nie eine Frau finden. Geht es aber um seine berühmteste Geschichte, so wird sie selbst von Norsultan auf diese Weise erzählt:

Winter herrscht und tiefe Nacht. Die schneebedeckte Hochebene liegt wie ein weites, ausgebreitetes Tuch im hellen Mondlicht, Schneekristalle füllen die Stille mit ihrem Glanz.

Anarbek und Norsultan kehren heim von einem Geburtstagsfest, dem muslimischen Gebot zum Trotz haben sie getrunken. Um nicht alkoholisiert Auto zu fahren, sind sie mit ihren Pferden unterwegs.

Inspiriert durch den geselligen Abend bringt der hundertzwanzig Kilogramm schwere Norsultan mit seinem Humor Anarbek so zum Lachen, dass er vom Pferd fällt. Er landet im Schnee, versucht vergeblich, seinen Hengst einzuholen. Die beiden Männer sitzen zu zweit auf Norsultans Tier, als sie, bei einem frisch erlegten Fuchs, einen Wolf erblicken.

Sofort ist den beiden klar: der gehört gefangen. Aber ohne Waffe, mit nur einem Pferd, liegen ihre Chancen bei null. Also eilen sie nach Hause, wo Anarbeks Hengst sie bereits erwartet. Sie bewaffnen sich mit einem Holzstock, nehmen ein Seil mit und ihren gross gewachsenen Hund.

Die schwere Schneedecke ist ihr Vorteil; während der Wolf tief einsinkt, haben die Pferde wenig Mühe. Es dauert

nicht lange, bis sie den Wolf erblicken. Ihre Pferde auf das Schnellste antreibend lassen sie den Hund hinter sich.

Der Wolf flüchtet in den nächstgelegenen Hain, wo er in letzter Verzweiflung zwischen struppigen Büschen in eine Erdhöhle flüchten will – aber der Bau gehört einem Fuchs, dem Wolf gelingt es nicht, ganz in der Erde zu verschwinden; er bleibt stecken.

Anarbek schlägt vor, den Wolf an dessen Schwanz aus dem Erdloch zu ziehen, damit Norsultan ihn bewusstlos schlagen könne.

Die beiden steigen vom Pferd, lassen den Wolf nicht aus den Augen. Sie werden, wähnen sie, ein leichtes Spiel, werden im Dorf etwas zu erzählen haben. Norsultan stellt sich bereit, hebt den Holzstock über die Schulter, Anarbek zählt auf drei – packt nach dem Schwanz des Wolfes und zieht kräftig.

Kaum sind dessen Schultern befreit, wendet sich der Wolf und stürzt sich mit weit aufgerissenen Leffen auf Norsultan, ist kurz davor, zuzubeissen, der kräftige Hund jedoch – unterdessen eingetroffen – rammt ihm seine Zähne in die Rippen. Den ungleichen Kampf zwischen Wolf und Hund entscheidet ein genau platzierter Schlag. Bewusstlos kippt der Wolf zur Seite, der Hund leckt sich die Wunden.

Anarbek und Norsultan binden dem Wolf die Schnauze, legen ihn auf Anarbeks Pferd, trotten nach Hause. Gönnen sich, um dem Schrecken das Gewicht zu nehmen, noch ein Glas, legen sich schlafen – und kontaktieren anderntags einen Händler, der ihnen den Wolf zu einem guten Preis abkauft.

Drei Wochen später wird der Hund, der ihnen das Leben gerettet hat, auf der nahen Passstrasse von einem Lastwagen überfahren – aber das ist wieder eine andere

Geschichte, und deutlich mehr als diese bewegt die Gemüter, was Kalmirsa jüngst widerfahren ist. Kalmirsa, der 47-jährige Sohn eines Wolfsjägers, geht eines frühen Nachmittags in den Stall, um jenes schwarze Pferd zu holen, das er abends zuvor nicht ohne Mühe von der Herde getrennt hat. Er hat es einem Freund zum Kauf versprochen und erhofft sich einen guten Preis und eine Einladung; seine Frau ist für drei Tage in die Hauptstadt gereist, zur Hochzeit einer Verwandten, die Gelegenheit für einen trinkfreudigen Abend ist günstig. Was Kalmirsa allerdings im Stall anstelle des Pferdes vorfindet, ist der Rest eines zerbissenen Stricks.

Kalmirsa hält inne, befühlt seine schmerzende Rippe. Ein Freund hatte behauptet, sie sei gebrochen, Kalmirsa glaubt das nicht. Er hat sich beim Kok-Boru schon so manche Prellung zugezogen.

Überzeugt davon, das Pferd inmitten der Herde zu finden, sattelt Kalmirsa seinen Arbeitshengst. Zieht in die Hügel, lässt das Dorf unter sich. Kaum erklimmt er den Rücken der ersten Anhöhe, stößt er nicht auf seine Pferde, sondern auf einen stattlichen Wolf. Ohne Waffe kann er wenig tun; er muss das Tier in die Nähe der ersten Häuser treiben, wo man seine Rufe vernehmen und bewaffnet herbeieilen wird.

Erstarrt, mit blitzenden Augen, kauert der Wolf in den niedrigen Halmen. Das ermöglicht Kalmirsa, an dem Wolf vorbeizureiten; so nah, dass dieser begreift, dass sich nun alles um ihn dreht, dabei fern genug, um ihn nicht zu vertreiben.

Von einem Strauch bricht Kalmirsa einen dicken Ast, fasst sich ein Herz und befiehlt seinem Pferd, sich dem Wolf zu nähern. Dessen Körperhaltung ist unverändert, bloss das Feuer in seinen Augen scheint kräftiger. Das mag mit dem

Stand der Sonne zu tun haben. Sieben Meter vor dem Wolf hält Kalmirsa sein Pferd an. Im Moment, da er den Stock erhebt, lässt der Wolf ein Knurren hören.

Eine in der Stille schwebende Zeitlang stehen sich Mann und Wolf blickfest gegenüber. Kalmirsa sitzt auf seinem Pferd, in seinem Rücken die schneebedeckten Berge, die Dächer des Dorfes unter sich – und vor ihm der kräftige Wolf. Er regt sich nicht, regt sich kein Jota – Kalmirsa begreift, er wird diesen Wolf nicht treiben können. Folglich muss er ihn bewusstlos schlagen. So wie er es von seinem Vater gelernt hat.

Er drängt sein Pferd, einen weiteren Schritt auf den Wolf zu zu machen. Und noch einen. Dann schlägt er zu.

Ein Zucken durchläuft den Wolf, er zieht den Kopf zurück – der Stock streift seine Schnauze, trifft das linke Vorderbein. Ein Knochen kracht, der Ast bricht entzwei, der Wolf winselt auf, das Pferd weicht erschrocken zurück. Kalmirsa hält nichts als ein ellbogenkurzes Stück Holz in seiner Hand. Der Wolf scheint zum Angriff bereit.

Kalmirsa könnte nun seinem Pferd die Sporen geben und flüchten. Oder er versucht, den Wolf an dessen Ohren zu packen und ihm das restliche Holzstück in die aufgerissene Schnauze zu wuchten.

Kalmirsa befühlt seine schmerzende Rippe. In der Kürze eines Lidschlags drängen sich ihm Bilder des letzten Spiels auf: Den vielleicht doch gebrochenen Knochen hat er allein Kalinur zu verdanken. Im ersten Schneegestöber des Jahres hatten sie sich getroffen, zwanzig, fünfundzwanzig Mann, und er hatte sich schon vor Spielbeginn über Kalinur geärgert, da der die Ziege unbedingt schlachten wollte, obwohl es nicht seine eigene war. Diese blasierte Art, mit der Kalinur einer Ziege die Gurgel aufschneidet! Jedes Mal, wenn Kalinur das Messer hervorholt, dauert es zehn

Minuten länger, bis das Spiel beginnen kann, weil es ihm wichtig ist, die Knochen zu schneiden statt zu brechen. Zudem achtet er pedantisch darauf, dass die Ziege nirgends mit Blut beschmiert ist, und deswegen wartet er, ehe er den Kopf ganz abtrennt, bis das Herz kein Blut mehr pumpt. Im Spiel selbst bevorzugt es Kalinur, andere zu behindern, statt selber Punkte zu holen.

Im Sommer mag Kalmirsa das Spiel ohnehin lieber; in jener Zeit, da alle, fern vom Dorf, in den Jurten wohnen und es eine Sünde ist, die langen Abende nicht auf dem Pferd zu verbringen. Sommers beginnt das Spiel bereits mit der Suche nach zwei Familien, die ihre Jurte als Goal zur Verfügung stellen, die sich bereit erklären, einen Abend lang damit zu rechnen, dass eine tote Ziege in die Wohnstube geflogen kommt. Diese Suche nach zwei egal wie weit entfernten Jurten ist nicht selten der schönste Teil des Abends. Noch schöner ist es nur, nach dem Spiel, wenn die Ziege gegessen wird, neben einer jungen Frau sitzen zu dürfen, neben der zu sitzen winters niemals Gelegenheit ist.

Kalmirsa befiehlt seinem Pferd, sich dem Wolf noch einen Schritt zu nähern. Und blitzschnell, wie er das beim Kok-Boru tausendfach geübt hat, verlagert Kalmirsa seinen Körperschwerpunkt, lässt seine rechte Schulter nach unten schwingen und greift nach den Wolfsohren.

Die Hand geht knapp an ihnen vorbei.

Der Wolf schnellt hoch und treibt seine Reisszähne in Kalmirsas Oberarm. Tief dringen sie ins Fleisch ein. Kalmirsa schreit auf.

Das Pferd schlägt aus, Hufe fliegen ins Leere. Mit der Linken schlägt Kalmirsa auf den Wolfsschädel ein. Das Pferd weicht zwei Schritte zurück.

Kalmirsa greift zur Peitsche, da springt der Wolf schon wieder an ihm hoch, Zähne, Klauen, blitzende Augen,

erwischt ihn am Bein. Kalmirsa benutzt die Peitsche, benutzt die Faust. Der Wolf heult auf, lässt los, um gleich wieder zuzubeissen. Diesmal erwischt er den Ellbogen.

Zwei Reiter, unterwegs am Rand des Dorfes, hören Kalmirsas Schreie, eilen herbei.

Von drei Reitern umstellt, sieht der Wolf von weiteren Angriffen ab. Es gelingt ihnen, ihn ins Dorf zu treiben.

Der Wolf hinkt, und dennoch ist er so schnell, dass in den staubigen Strassen, wo weitere Reiter dazustoßen, eine Hetzjagd beginnt. In einem umzäunten Vorgarten schließlich können die Männer das Tier in die Enge treiben; zwei von ihnen schlagen mit einem Stock auf das Tier ein, bis es zu Boden geht.

Kalmirsa reitet nach Hause, um seinen Vater zu benachrichtigen. Niemand ist reicher an Erfahrung mit Wölfen als Oorghhan.

Schmerzen steigen in ihm auf. Die Wunden will er sich nicht ansehen.

Als Vater und Sohn beim Wolf eintreffen, finden sie die übrigen Männer in bester Laune vor: Ein jeder will sich mit dem bewusstlosen Tier fotografieren lassen – heute will man, was man erzählt, mit einem Bild im Netz belegen können.

Oorghhan befiehlt ihnen, aufzuhören mit dem Unfug: der Wolf könne jeden Augenblick sein Bewusstsein zurückerlangen. Er klemmt ihm ein Stock Holz zwischen die Zähne, bindet dem Tier die Schnauze – und tatsächlich: der Wolf hebt seinen Kopf, und ehe jemand begreift, was vor sich geht, setzt er zur Flucht an, zieht den, der das Ende des Seils festhält, durch den Straßenstaub. Aber es sind jetzt genügend Männer beisammen: Es dauert nicht lange, bis er wieder k.o. geschlagen wird.

Oorghhan ist derart froh, dass sein Sohn den Angriff überlebt hat, dass er entscheidet, den Wolf zu einem guten Preis zu verkaufen und das Geld unter allen zu verteilen, die geholfen haben, seinen Sohn zu retten. Damit sind alle einverstanden.

Erst aber muss Kalmirsa verarztet werden. Er zittert jetzt, und es ist ihm übel. Zwei Freunde ziehen ihm, zuhause angekommen, die Kleider aus, überschütten die hässlichen Wunden mit Wodka, geben ihm ordentlich zu trinken, damit er die Schmerzen verkraften kann. Ächzend sinkt er in die Kissen.

Er wählt die Nummer seiner Frau, hört die beschwingte Musik im Hintergrund, spielt die Sache herunter. Sie misstraut ihm, fragt, ob sie nach Hause kommen soll.

Es gelingt ihm, sie davon zu überzeugen, beim Fest zu bleiben.

Betrunken ist er, als Nachbarn vor der Tür stehen, zwei Lämmer unter dem Arm. Ein Dank dafür, dass er gegen den Wolf gekämpft und also viele Schafe gerettet hat. Andere Nachbarn bringen eine Ziege, nochmals andere eine Flasche Wodka.

Sein Vater kontaktiert Freunde, um den Wolf nach China zu verkaufen. Die Chinesen zahlen gut – und essen viel.

Tags darauf, als Kalmirsa von Schmerzen geplagt erwacht, erinnert er sich, dass er gestern eigentlich nach den Pferden hatte sehen wollen. Um die Schmerzen zu lindern, greift er erneut zur Flasche. Trinkt, bis er sich besser fühlt. Bis er zurücksinkt ins Bett.

Als nach drei Tagen seine Frau von der Hauptstadt zurückkehrt, als sie, die feingliedrige, hellhäutige Merim, Mutter von fünf Kindern und siebzehn Jahre jünger als ihr

Mann, seine Wunden sieht, ist sie entsetzt und drängt ihn, ins Krankenhaus zu fahren.

Nach langer Diskussion lenkt Kalmirsa schliesslich ein, will aber nicht, dass sie ihn begleitet. Er ist alkoholisiert, als er einsteigt. Die lange, von schroffen Felsen gesäumte Passage, in welcher die Strasse direkt über dem in vielen Stromschnellen dahinschäumenden Kökömeren verläuft, durchfährt er wie im Traum.

Zwei Stunden später, als er die Notfall-Annahme betritt, steht er vor Assjel und zwei weiteren Ärztinnen. Sie verlangen von ihm, sich auszuziehen, damit sie seine Wunden verarzten können. Da lacht er auf und scherzt: Dass drei Frauen gleichzeitig den Wunsch äussern, ihn nackt zu sehen, sei ihm noch nie widerfahren.

Seine Schamhaftigkeit ist tatsächlich zu gross, er macht ein ernstes Gesicht und sagt, er werde sich nur vor seiner eigenen Frau entkleiden. Egal, wie nachdrücklich ihn die Ärztinnen aufklären, er lässt sich nicht umstimmen. Schliesslich geben sie ihm ein Antibiotikum mit. Und er gibt ihnen das Versprechen, seiner Frau die Verantwortung zu übertragen dafür, dass er die Tabletten auch tatsächlich schluckt.

Klein wie ein Küchenschrank ist das Badehäuschen. Das ist entscheidend, denn richtig heiss soll es sein, und Schafdung ist wertvoll. Das Banja gehört den Nachbarn, Assjel würde ihnen gerne etwas bezahlen für die Nutzung. Die Nachbarin ist auf einem Auge blind, sie wurde geschlagen, als sie den After eines Pferdes nach Parasiten absuchte. „Selber schuld“, sagt Asamat, aber das sagt er auch, wenn ihn jemand nach jenen drei Fingern fragt, die er nicht bewegen kann – beim Schlachten eines Schafes ist

das passiert. Gut, dass Assjel dabei war. Sie legte die Finger, verbunden mit der Hand nur noch durch die Haut, zurück an ihren Platz, presste Asamats Hand zu einer Faust und führte ihn ins Krankenhaus.

Jetzt hört Assjel das Knarren der Stalltür, hört das wilde Wiehern; Asamat entlässt die ausgewachsenen Stuten und den kräftigen Hengst, diese grösseren Tiere, die der Wolf in der Regel nicht angreift, in die Freiheit der Hochebene. Gürrün steht neben den anderen Jungpferden im Stall; von dem kurzen Aussetzer hat sie sich rasch erholt.

Asamat betritt die Küche, blickt zum Fenster, das nun sowohl die im Dämmerlicht zärtlich konturierten Berge wie auch, als Spiegelung, das Profil Assjels zeigt, dann dreht er sich um, schenkt Assjel einen Blick, zart wie ein Kuss, und fragt, ob das Banja heiss sei.

Assjel nickt und sagt, sie warte schon lange auf ihn.

Sie freut sich, mit ihm ins Bad zu gehen, mehr als einmal die Woche heizt sie es selten ein. Dass er ihr erlaubt, ein Bier zu trinken, ist ein gutes Omen. Wenn er seine Dose geleert hat, wird er gewiss einverstanden sein, ihr heute noch sein Telefon zu leihen. Einen toleranten Ehemann zu haben, ist ein grosses Glück.